

Liechtensteiner Volksblatt

Ercheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: für das Inland jährlich 10 K., halbjährlich 5 K., vierteljährlich K 2. 50; für Österreich jährlich 13 K., halbjährlich K 6. 50; für die Schweiz jährlich 13 Fr., halbjährlich Fr. 6. 50; für das übrige Ausland jährlich 15 K. — Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsboten, im Ausland die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz; der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Rhodan).

Einrückungsgebühr im Anzeigenteil die sechspaltige Kleinzeile 12 h oder 12 Rp.; für Reklamen 20 h oder 20 Rp. Einwendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.

Das Lawenwerk.

II.

Soll das nun einmal beschlossene Lawenwerk auch zur Ausführung gelangen und dadurch Verkehr und Gewerbe im ganzen Lande gehoben werden, so wird man auch an eine rentable Finanzierung des Werkes denken müssen. Wenn wir richtig informiert sind, war für die jetzige Erstellung der Werke bestimmend, daß die Kronengelder der Sparkasse möglichst fruchtbringend im Lande selbst angelegt werden sollten, indem es möglich sei, Material für Kronen zu beschaffen. Man hörte wir von kaufmännisch tüchtiger Seite, ob es doch nicht besser wäre, wenn das Land die Erstellung des Werkes einer Schweizer Firma übertrüge, die dann das Werk nach etwa 10 Jahren in den Besitz des Landes übergeben ließe. Eine solche Firma könnte dann mit Schweizer Franken sowohl in Österreich als auch in Deutschland billiges Material einkaufen, so daß das Werk in Franken auf nicht viel mehr als etwa eine halbe Million zu stehen käme. Für diesen Gedanken spricht auch der Umstand, daß wir, falls wir einmal Frankenfähigkeit hätten, den Strom zu verhältnismäßig günstigen Preisen beziehen könnten und sich das Werk für das Land gut rentieren würde, wenn es einmal in seinen Besitz übergegangen wäre. Ferner könnten die Arbeiter viel eher gefunden werden, wenn man sie mit Franken entschließen würde.

Wir erlauben uns folgenden Vorschlag zur Erwägung zu empfehlen: Das Land solle das Werk selbst bauen. So werden die Sparkassengelder, die jetzt z. Teil in Österreich als Bankguthaben liegen, verhältnismäßig günstig im eigenen Lande angelegt werden können. Damit nun aber nicht wieder Unzufriedenheit unter den Spareinlegern wegen Anlage des eingeklagten Kapitals Platz greife, sollen die Einleger befragt werden, ob sie mit der Anlage ihres Geldes am Lawenwerke einverstanden seien. Das könnte auf dem Wege von bei den Gemeindevorsteherungen aufgelegten Listen geschehen. Und zwar könnte auch erwogen werden, ob nicht die Einleger selbst in Gesellschaft mit dem Lande eine Aktiengesellschaft bilden sollten, so zwar, daß das Land diese Aktien je nach Bedarf und erst wenn wieder normale Zustände herrschen, durch Verlosung nach und nach abstoßen würde, so daß im Verlaufe von etwa 20 Jahren das Land alleiniger Eigentümer des Werkes wäre. Bei Veränderung der Währung ergäbe sich nun die Frage, zu welchem Anlasse die im Werke angelegte Krone in Frankengeld umgerechnet würde. Würde die Krone gleich 10 Rappen gerechnet, dann ergäbe das in Franken eine verhältnismäßig niedrige Baumsumme und würde somit auch gerade doppelt so viel Zinsen abwerfen als wenn man die Krone z. B. zu 20 Rappen rechnete und dafür weniger Zinsen herauszuschläge, weil sich die Baumsumme eben verdoppelte. Denn der Anlagekapitalwert bleibt sich gleich, ob ich nun z. B. aus 500.000 Franken 8% herauszuschläge oder aus 1.000.000 nur 4%. Wir verhehlen uns nicht, daß dieser Vorschlag auch seine spartaktetnischen Schwierigkeiten in sich birgt, glauben aber, daß sie sich teilweise heben lassen. Uebrigens ist zu beachten, daß, wenn wir auf alle Mann und Über eingehen wollten, wir im Lande nie zu etwas Ersprießlichem, nie überhaupt zu einer Tat kommen werden. Aus unseren Wasserkräften ist viel herauszuholen. Heben wir einmal diese

Schätze, damit sie der Allgemeinheit wie dem Einzelnen zum Nutzen gereichen!
So wäre denn auch jener Gedanken zu begrüßen, daß die Samina-Wasserkräfte durch eine ausländische Firma so ausgenützt würden, daß das Land auch irgendwie daran beteiligt wäre.
Zu einer richtigen Hebung des Verkehrs, zu einem beschiedenen Bähnen, werden wir wohl nur kommen, wenn wir unsere weißen Kohlen fördern, wenn wir unsere Wasserkräfte dranspannen.

Schmuggelwesen und Volksmoral.

(Offene Worte von S. W. Gung, aus dem Vorarlberger Volksblatt.)

Deshalb schon die Aufgabe, die wirtschaftlichen Schäden eines landesüblichen Unfluges rückständiglos aufzuheben („V. V.“ vom 10. Okt. 1919 und 30. November 1919), eine undurchführbare Arbeit war, weil dem Wahrheitseifer nur zu oft die Geige am eigenen Kopf zusammengehaut wird, so will ich doch versuchen, im Folgenden den Schmuggel auch in seinen Beziehungen zur Volksmoral ins richtige Licht zu stellen.
Hat denn der Schmuggel überhaupt mit der Moral des Volkes, mit dem übernatürlichen letzten Ziele des Menschen, etwas zu tun? O ja. Jede Arbeit, die einen Menschen ganz für sich in Anspruch nimmt, hat auch einen gewissen Einfluß auf seine Bräuterlichen und geistigen Fähigkeiten und wird mitbestimmend für seine ganze Denkart, ausschlaggebend für sein ganzes Tun und Lassen. Die Schmuggelerei ist man selber bei uns im Lande vor dem Adelberg zu einer Sache geworden, die manche ganz für sich in Anspruch nimmt. Schieber- und Schmugglerunternehmer und nicht zuletzt auch der einzelne Berufsschmuggler selbst stehen in moralischer Hinsicht höher unter dem Einfluß ihres volksfeindlichen Handwerkes. Gerade diesen schädlichen Einfluß des leider so weit verbreiteten Schmuggelwesens auf unsere Volksmoral wollet wir in einigen festen Strichen zeichnen.

Vor allem werden durch den Schmuggel Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit schwer geschädigt.

Ein Handwerk, das denjenigen, der sich ihm widmet, zwingt, den Staat und die Mitbürger zu hintergehen, muß notwendigerweise die Ehrlichkeit des Ausübenden unterdrücken. Er lernt, um Geld Verbotenes zu tun, um Geld zu leugnen, zu lügen und zu betrügen, und diese Gewohnheit muß naturgemäß dazu führen, daß ihm Gelderwerb fast — nicht nur beim Schmuggel, sondern überhaupt — lieber ist als Wahrscheinlichkeit und Ehrlichkeit. So wird das Schmuggelgewerbe bei allen, die sich damit abgeben, mit der Zeit zu einem mehrfachen, Staat und Volk schädigenden Handwerk, das den Sinn für Recht und Gerechtigkeit erstickt. Nur so ist es erklärlich, daß selbst Verbrechen, wie das Niedererschlagen eines Grenzbeamten, als recht und beispielgebend hingestellt werden. Vor kurzem (es war auf einem Abendzug, alles saß im Finstern) sprachen einige Jahrgäste in einem offenen Durchgangswagen mit Abscheu von der Ermordung eines Zollbeamten (Plant). Kaum wurde dies im Abteil hörbar, als auch schon von verschiedenen Seiten

Rufe einsetzten: „Der da drüben soll's Maul halten, recht ist dem Kerl geschehen, allen Gräserückhaken soll mans so machen, alle Disziplinar- und Finanzler soll man erschlagen!“ Ein wahrhaft trauriges und moralisches Tiefstandes, ein erschreckendes Beispiel vom Schwenden jedes Verantwortungsbegriffes Gott, den Gesezen und dem Gewissen gegenüber.

So wie Ehrlichkeit und Offenheit leidet unter dem Schmuggelwesen auch die Haupttugend des christlich-religiösen Lebens, die Gottes- und Nächstenliebe.

Das erste und größte Gebot ist das der Gottesliebe und das andere ist diesem gleich: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst!“ Wo bleibt aber beim Schmuggel, wie er sich jetzt im Lande breit macht, die Erfüllung dieser Gebote? Den Herrgott kann man ja bei diesem neuen Erwerbssphäre gar nicht brauchen; handeln, lügen, betrügen kann er einem doch nicht helfen, seine Moral, seine Gebote sind dem „Geschäfte“ nur hinderlich. Andere bedeutende Anliegen hat man derzeit vielfach gar nicht und darum stellt man den Herrgott auf die Seite, bis vielleicht später ein Unglück in Haus oder Familie oder beim Schmuggeln selbst seine Hilfe nötig erscheinen läßt. So geht es mit der Gottesliebe.

Die Nächstenliebe aber hat für den Schmuggler und Schieber noch viel weniger zu bedeuten, mit der ist man gleich fertig; da hilft einem schon der Satz darüber hinaus: Warum soll denn grad ich auf andere schauen, wenn ich einmal Gelegenheit hätte, für mich und meine Kinder ein Vermögen sicherzustellen?

Gleich wie durch das Schmuggelhandwerk Gottes- und Nächstenliebe zu Schaden kommen, so schwindet auch jede Rücksicht gegen Staat, gegen Volk und Vaterland.

Was hindert das einen Schieber, wenn er weiß, daß er durch sein Geschäft den Wohlstand anderer untergräbt, die Not der Mitmenschen vergrößert, die Steuerkraft des Staates herabmindert? Österreich ist ja ohnehin fertig, die Nichtschmuggler sind ohnehin ein Bettlergeselschaft; warum soll da nicht wenigstens ich zu was kommen? Dieser Eigeninn, der mit Recht ein Kind des Schmuggelwesens genannt werden kann, ist schon so ins Volk hineingedrungen, daß er Stadt und Land eintauchen und fremdet, daß die für Volksnahrung nötigen Dinge wegen ein paar Franken der Allgemeinheit entzogen und dem Schmugglern ausgeliefert werden. So mancher Bauer, so mancher Geschäftsmann hat eben schon den Schieberbesuch erklärt: „Ja, warum soll denn gerade ich von der günstigen Geschäftslage nicht Gebrauch machen, die Geschäftskonjunktur von heute nicht ausnützen?“ Javohl, ihr Schieber und Schmuggler, müßt sie nur aus, diese großartige Konjunktur! Macht nur auch weiterhin aus der Not des Volkes, aus der Not des Vaterlandes, aus der furchtbaren Not eurer Mitmenschen ein Geschäft! Nur vergeßt nicht, frühzeitig genug darüber nachzudenken, wie ihr auf dem Totbette für ein paar kumpige Kronen oder Tropfen den Himmel erwerben könnt, den ihr jetzt in Folge des Geschäftes aus den Augen verloren habt! So möchte man manchen Landesfindern zu-

rufen, aber für viele ist es leider schon zu spät; sie stecken schon so tief im Geschäft und in der Unmoral des Schmuggelwesens drinn, daß sie bereit wären, um ein paar Tausend Franken dem Teufel die Seele zu verschreiben, und viele, die noch nicht so weit sind, werden leider noch so weit kommen, wenn nicht unser Volk vom Laster des Schmuggelns sich abwendet.

Durch den landesüblichen Schmuggel gehen jene Hochachtung und Wertschätzung ehrlicher, solider Arbeit verloren

und im Zusammenhang damit wird die so verderbliche Arbeitsweise durch denselben großgeboten. Der beste, geschickte und fleißigste Arbeiter kann sich durch eine tägliche Arbeit nicht so viel verdienen als ein einigermaßen geübter Schmuggler in wenigen Stunden der Nacht oder ein geriebener Schieber durch einige Federstriche zusammenbringt. Diese Leute können nobel aufstreben; der ehrliche Arbeiter sieht sich überall zurückgesetzt, ist gegen diese „neuen Herren“ gegen solche Faulenzer ein armer Schwärmer. Ja, es ist nicht bald soweit, daß man sich an manchen Orten bald schämen muß ein ehrlicher Mensch zu sein? Kann man nicht oft hören: „Ja, der schindet und radert sich den ganzen Tag ab, weil er zu dumm ist, sich heutzutage, wo es so leicht geht, Geld zu machen.“ Wahr ist sicher das Eine, daß gutgeschulte Handwerker, fleißige Arbeiter, arbeitssame und strebsame Bauern, die in schwerer Arbeit sich abmühen, armelig davor sind im Vergleich zu manchem Tagesdieb, den man nie arbeiten, aber überall Geld verdrücken sieht. Durch solche Beispiele wird

die Arbeitsweise gefördert, das Volk von redlicher Arbeit zum „volksverderblichen Schmuggel“ hingezogen und was soll aus diesen arbeitsscheuen, verschwenderischen Menschen werden, wenn einmal die Verhältnisse an unserer Grenze sich so gestalten, daß der Schmuggel nicht mehr so einträglich ist? Das gibt Schrittmacher des Unfluges und der Unordnung. (Schluß folgt.)

Ein Gefangenen-Heimkehrer über den Schmuggel.

Ein Vorarlberger, der mit einem der letzten Transporte aus italienischer Gefangenschaft in die Heimat zurückkam, schreibt dem „Vorarlberger Volksblatt“ nachstehende Zeilen, die auf Unmut und auf Empörung über das Schmuggelverbrechen am Volke schließen lassen. Die Zuschrift lautet:
„Wenn man heute nach langer Zeit in die Heimat zurückkehrt, so sieht man erst, wie alles ganz anders geworden ist! Wer sich aber am meisten verändert hat, das sind die Menschen! Der Heimkehrer steht naiv da; denn er kennt sich im ganzen Nummel nicht mehr aus. Fragt du einen früheren Kollach, was er heute macht, so lachelt er nur und du kannst es dir schon denken: schieber und schmuggler. Jeder sorge für sich; so sagen heute alle und tun es auch. Nur dem einzigen Arbeiter ist es unumgänglich; er kann kaum leben bei diesem Wucher und bei dieser Schiebererei. Wie soll er sich etwas zum Leben be-

Die Geschichte einer Ehe.

Von Leonine Winterfeld.

Hatte sie nicht auch einst geliebt — heiß — innig? Wer hatte das gewöhnt in ihr? Ernst? D'gewiß nicht! Der hatte sie ja auf den Händen getragen sein Leben lang. Aber sie hatte den heiligen Ernst wahrer Frauenliebe spottend übersehen, hatte wie ein Spielzeug gehandhabt, was Gott als heiligstes Kleinod in ihre Hände gelegt. Was sie verlor, an ihre eigene Liebe zu glauben, bis sie ihr Glück ergriffen — das niemosenhafte, wunderjam empfindliche Glück der Ehe. Bis sie nicht mehr genug daran hatte, krankhaft ihr eigenes Glück zu zerbrechen — bis sie auch hineingriff mit spielender Hand und kaltem Hohn in das Glück einer andern.
Diese Nacht war Gisela aufgewacht. Diese wuchtbare Nacht, als die Männer von Nilmer im Kreis mit ihren Fadeln standen um die todblaße, erstarrete Lies, die auf der Erde lag. Da hatte sie gestanden im Hintergrund und sich gerecht auf den Beinhaupten und sich verborgen hinter dem alten Büchertam in wilder, wahnwüthiger Angst. Wenn Lies tot war? Was — tot — war? Dann wäre sie — Gisela — zum zweitenmal — o Gott!

Gisela fuhr auf. Sie zitterte an ganzen Körper. Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn tief atmend — denn Lies lebte ja — lebte ja. Gisela sprang auf. Zu Ernst mußte sie — zu Ernst, dem Ernst ihrer Mädchenzeit, dessen Andenken sie begraben schon so viele Jahre — so viele Jahre. Daß sie in dem mitleidigen, abgearbeiteten Netz kaum den Ernst von damals wiedererkannte, der so jubelnd kam, um sie zu werden.
„Ernst“, sagte sie langsam und verträumt und fuhr mit der Hand über die weiche Herbstluft. Wie er alt geworden war und so grau an den Schläfen! Und die Falten in der Stirn — und der Blick so voll Gram — voll Gram.
War das wirklich ihr Werk? Gisela tastete sich vorwärts. Nur nach Hause — schnell nach Hause — daß sie ihn alles sagte — alles.
Auf den gehackten Wegen vor dem Herrenhaus war eine frische Wagenspur. Auf der Treppe kam ihr Ellen entgegen.
„Wo ist Ernst?“ Gisela sagte es fast schon; es kam so selten vor, daß sie einmal nach ihrem Manne fragte.
Ellen sah sie erstaunt an. „Der ist doch eben zur Bahn gefahren, endlich seine Schweizerreise anzutreten. Wsktest du denn das nicht?“
Durch die Buchen schien die Abendsonne. Im tiefen Korbsessel saß Lies vor der Hausstür, ihr

Kind auf dem Schoß. Da kam das Mädchen, Elli zu Bett zu bringen. Sie küßte ihren Jungen und sah ihn nach, wie er davontrippelte an der Hand der andern, nickte über die Schwelle der Haustür mit seinen beiden Beinen balancierend, als sei es ein großes Hindernis. Noch lange hörte sie das seine Stimmchen und das helle Lachen auf der Treppe. Da faltete sie die Hände im Schoß und konnte den Tränen nicht wehren, die ihr über die Wangen liefen — Tränen tiefsten Dankes und seligster Freude.
Aus dem Garten kam Ellen. Diese setzte sich still neben sich. So saßen sie eine Weile stumm Hand in Hand. Aber ihre Seelen wanderten zu zweit auf ein und denselben Gedankenweg.
„Lies“, sagte Ellen dann leise und lehnte ihren Kopf an die Schwester, „kannst du mir verzeihen? Verzeihen, daß ich so lange schwieg, bis meine Gedanken falsche Bahnen gingen und du irre wurddest an mir?“
Lies küßte die Schwester auf die Stirn. „Ich könnte dasselbe bitten, Kind, daß ich das von dir gebacht. Wir sind beide schuld. Und unsere Schuld ist die gleiche. Die große Liebe zu dem, der unsere Seele gefangen. Es war nicht, daß ich nicht auf Nilmer kam, aber du hattest es damals so verneint.“
Ellen nickte. „Weil ich davor zitterte, sprechen zu müssen von dem, was mir das Heiligste war.

Es war alles noch zu wund und zerissen in mir. Und dann kam Gisela als dein böser Engel dazu. Es war ein trauriger Zufall.“
Lies schüttelte den Kopf. „Es gibt keinen Zufall, Ellen. Es kommt alles, wie es kommen muß. Wir führten nur zu oft blindlings vorwärts, ohne zu lauschen auf die Stimme des Himmels, der unsere Seele führt — unmerklich — unsichtbar. Darum machen wir so viele Fehler.“
Hand in Hand saßen die beiden Schwestern, bis im Westen der Sonnenball verfunken war. Da stand Ellen auf.
„Ich will dir eine Decke holen Lies, es wird jetzt zu kühl für dich.“
Aber Lies sollte nicht allein bleiben. Die Treppe herauf aus dem Garten kam jetzt Gisela. Sie sah ernst aus und setzte sich still neben Lies' Sessel, so wie eben die andere. Dann sagte sie leise und stotternd: „Hut Ernst gehern morgen, ehe er fortfährt, gesagt, wohin er geht?“
Lies sah sie verwundert an. „Nein Gisela, wir dachten, du hättest seine Adresse. Er sagte nur, daß er in die Alpen wolle. Aber diese sind groß.“
Gisela nickte ein paar Mal wie im Traum. „Das ist, weil er mich jetzt verachtet. Nur kommt er nie wieder.“
Erstochen hob Lies die Hand. „Nilmer Gisela,